

Klaus Grammel

FISCHELE

Eine Liebe
im Getto von
Wilna

HENTRICH
& HENTRICH

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de/> abrufbar.

© 2023 Hentrich & Hentrich Verlag Berlin Leipzig
Inh. Dr. Nora Pester
Haus des Buches
Gerichtsweg 28
04103 Leipzig
info@hentrichhentrich.de
<http://www.hentrichhentrich.de>

Lektorat: Malte Gerken
Korrektorat: Doris Großkopf
Umschlag: Gudrun Hommers
Gestaltung: Ulrike Vetter

1. Auflage 2023
Alle Rechte vorbehalten
Printed in the E.U.
ISBN 978-3-95565-591-4

GELEITWORT

In seinen geschichtsphilosophischen Thesen sagt Walter Benjamin, dass Geschichte sich aus der Jetztzeit heraus konstruiert. Klaus Grammel, ein evangelischer Pfarrer, rekonstruiert aus den freundschaftlichen Begegnungen mit seinem jüdischen Freund Alexander Pikton das Lebensbild eines Holocaustüberlebenden. Keine Dokumentation, aber mit dokumentarischen Schnipseln, keine Fiktion, aber ein fiktiv-dokumentarisches Lebensbild.

In einer Zeit, in der die Zeitzeugen verstummen, berühren sich Dokumentation und Fiktion in einer neuen Weise. Waren es eben noch die Zeitzeugenberichte, die die Vergangenheit zur Gegenwart werden ließen, sind es nun die Erinnerungen an die Erzählungen der Zeitzeugen.

So wenig, wie selbst wissenschaftlich-dokumentarische Geschichtsschreibung die Ganzheit des Erlebens lebendig machen kann, sowenig konnten es Zeitzeugenberichte oder wie hier ein fiktiv-dokumentarisches Lebensbild. Aber doch, sie entreißen die Opfer und ihr Erzählt-Erlebtes dem Vergessen.

So wenig, wie ein Grabstein mit seinen abbreviierten Angaben ein wirkliches Bild des dort zu seiner letzten Ruhe Bestatteten geben kann, aber doch bei dem, der davor steht, eine Ahnung vom Leben und Wirken gibt, so sehr kann ein solches fiktiv-dokumentarisches Lebensbild als schriftstellerische Intervention ein Denkmal mit Worten für den Lesenden werden.

Als Rabbiner bin ich gewohnt, fiktive Vorstellungen der Rabbiner aus alten Zeiten als Midrasch – als erzählerische Predigtergänzung zum Text der Bibel zu lesen. Das hält das Leben von Abraham, Isaak, Jacob, Sara, Rivka, Rachel und Lea lebendig, ja Midraschim illustrieren die oft kurzgehaltenen biblischen Texte und halten das Wirken von den Vorfahren lebendig. Der Grabstein von Alexander Pikton ist hier der Text, der Text von Klaus Grammel der Midrasch.

Klaus Grammel ist zu danken, dass er die durch das Joshua Sobol'sche Schauspiel „Ghetto“ bei Alexander Pikton aufgehobene Gesprächssperre mit einem Tonbandmitschnitt zu einem Zeitzeugendokument werden ließ, das jetzt ergänzt durch Fiktives und Dokumentarisches zum vorliegenden fiktiv-dokumentarischen Lebensbild wurde. Das Andenken an Alexander Pikton bleibe ein Segen!

Rabbiner Prof. Dr. Andreas Nachama
im Juli 2022



ER GAB IHR DIE JACKE. Ein kurzer Satz. Eine simple Information über einen alltäglichen Vorgang. Der Satz allein besagt nicht viel. Wenn man wenigstens wüsste, wer *sie* ist, die die Jacke bekam, oder *er*, der sie ihr gab, oder was es mit der Jacke auf sich hat.

Doch selbst wenn man das wüsste, würde man immer noch nichts wissen von der unermesslichen Kraft dieses kleinen Vorgangs für die Beteiligten. Er veränderte *sein* Leben. Und *ihres* auch. Noch in seinem Sterben, Jahrzehnte später, dachte er an dieses banale Erlebnis. Ich war nicht dabei, als er starb, aber so wie ich ihn kannte, bin ich mir doch sicher. So wie ich nicht im Geringsten daran zweifle, dass *sie* bei ihrem Tod ebenfalls daran dachte, wie *er* ihr die Jacke damals gegeben hatte.

Wie inhaltsarm der Satz ist, wenn man ihn bloß als Information begreift! Wie bedeutungsvoll dagegen, wenn man ihn begreift als einen Versuch, mithilfe von Sprache ein Ereignis zu vermitteln, das für die Betroffenen von lebensentscheidender Bedeutung war. Aber selbst wenn wir erfahren, wer da warum wie handelte, werden wir immer doch nur Zuschauer bleiben, vielleicht bewegte, ergriffene, gerührte Zuschauer, aber doch eben Zuschauer. Erst wenn ich selbst derjenige gewesen wäre, der ihr die Jacke gab, oder diejenige, die die Jacke erhielt, oder wenn diese kleine Szene mich an eine Begebenheit in meinem Leben erinnern würde, die mich bis ins Innerste berührt hatte, erst wenn der Satz für mich selbst zum Ereignis werden würde, erst dann könnte er mich so treffen, dass mein Leben durch ihn eine neue Richtung nähme.

Die Jacke war ein Sakko.

Nicht einmal ein besonders schönes. Schon etwas abgetragen, ein Ärmel leicht ausgefranst und die Vorderseite wies schon einige Flecken auf, obwohl er es in Ordnung hielt; man hatte zu dieser Zeit ja nicht viel. Aber es wärmte. Ein Mantel wäre besser gewesen. Jedoch ein Sakko ist besser als nichts, denn es war damals

schon ziemlich kalt. Die hereingebrochene Nacht machte sich bemerkbar. Nicht nur die zwei froren.

Alle froren, die damals auf der zugigen Treppe saßen und sich aneinanderkauerten. Und das taten sie, auch wenn sie sich fremd waren. Sie teilten dasselbe Schicksal: Sie hatten kein Zuhause mehr. Von einer Stunde auf die andere standen sie da ohne Wohnung.

Schön waren ihre Wohnungen schon lange nicht mehr gewesen. Es waren auch für viele unter ihnen schon seit geraumer Zeit nicht mehr wirklich die eigenen Wohnungen. Denn was ist meins, wenn fremde Leute auf meinen Stühlen sitzen, an meinem Tisch und mit meinem Besteck essen, von meinen Tellern; Leute, die mir zugewiesen wurden und die selbst noch übler dran sind als ich? Aber selbst, wenn einem dieses Schicksal erspart blieb – die Zeiten, da man sich seine Wohnung schön gemacht hatte, mit einem Bild, einer Standuhr oder einem Läufer, und dann Freunde eingeladen hatte, um das neue Stück zu begießen, diese Zeiten lagen lange zurück, so weit, dass sie einem wie aus einem anderen Leben vor kamen. Dabei waren erst einige Monate vergangen.

Aber immerhin hatte man noch einen verlässlichen Ort gehabt, an dem man aß, trank und schlief. Wenigstens das. Doch nun war es auch damit vorbei. Wie sie da alle in dem Wohnhaus auf den Treppenstufen saßen, waren sie alle in ihren demütigenden Lebensumständen, die sie nachts ohnehin keinen erholsamen Schlaf finden ließen, nun auch noch wohnungslos geworden. Eine neue Schikane hatte die um ihr Leben Betrogenen erneut niedergeprügelt.

Ich sehe das alles vor mir. Wie auf einer Fotografie. Ein heruntergekommenes Treppenhaus voller drangsaliertes Menschen, wie sie da auf den Stufen sitzen, vor sich hin zittern und ins Leere starren. Und wie einer von ihnen aufsteht, sein Sakko auszieht

und es einer Frau gibt, ein paar Stufen hinter ihm, die ihre Arme über der Brust gekreuzt hält.

Ich habe noch viele solcher Fotos in meinem Kopf, die alle zu der Geschichte von den beiden Menschen passen, die sich soeben auf der Treppe zum ersten Mal in ihrem Leben gesehen haben. In meiner Fantasie liegen die Fotos ungeordnet in einem Pappkarton, kleine, in Passbildgröße, die meisten größer – das Format 6 mal 9 war damals üblich –, manche angerissen oder geknickt, manche mit abgerundet gezacktem Rand, wie man es vor dem Krieg gerne hatte, manche angegilbt, wenige sogar in Farbe, dazu auch ein paar ausgerissene Zeitungsabschnitte und ein paar alte Postkarten; eine Stadtansicht, eine Straßenszene, eine Barackenanlage; steht da Estland drunter?, eine Kirche; oder ist es eine Synagoge?

*

ER HIESS ALEXANDER. Wie der große Makedonierkönig, der die Griechen in seine Gefolgschaft gezwungen hatte und danach die Perser besiegte, den man in der ägyptischen Oase Siwa zum Gott erhoben hatte und der dann bis zum Indus zog, denn einem Gott gehört die ganze Welt. Und der bald darauf, gerade mal 33 Jahre alt, tot war.

Unser Alexander wollte keinen zwingen, ihm zu gehorchen. Er glaubte nicht an vaterländische Fahnen, die mehr sein sollen als der Tod. Er wollte auch nicht die Welt erobern oder gar so etwas wie ein Gott auf Erden werden. Nicht einmal leben wollte er wie ein Gott. Sagt man nicht, dass es Gott in Frankreich gut hat, weil er leben kann in Saus und Braus? Und erst recht wollte Alexander nicht so früh sterben.

Er wollte einfach nur leben. Nicht hungern, und wenn es sich doch einmal nicht vermeiden ließ, dann wenigstens bald wieder satt werden können. Er wollte nicht frieren, und wenn es draußen

bitterkalt wurde, wenigstens den Ofen anmachen können. Und er wollte schlafen, wenn er müde war, in einem Bett, das ihm gehört, das nach ihm riecht.

Ansonsten wollte er seine jugendlichen Kräfte ausprobieren im Kreis von Freunden, mit ihnen über Mädchen reden, sich auf erste Erfahrungen mit ihnen einlassen, ausgelassen sein, dies und jenes ausprobieren an Getränken und Tabakwaren, genießen, was Spaß macht und Vergnügen bereitet. Und er wollte sich Klarheit verschaffen darüber, wie das eigentlich mit der Welt so ist, mit den anderen und mit sich selbst, überhaupt, was das soll, dass man auf der Welt ist, und ob es nicht so ist, dass die Älteren doch auch nur mit Wasser kochen und man ihnen wirklich nicht immer alles nachmachen sollte. Ob man nicht vielleicht besser seine eigenen Wege gehen sollte? Aber welche? Wie sollten die aussehen? Und wo würden sie ihn hinführen?

Am wichtigsten aber war ihm, sein Überleben zu sichern, eine Tätigkeit zu finden, noch besser: einen Beruf zu erlernen, der einem fürs Leben eine gewisse Sicherheit geben würde. Und wenn er in seltenen Augenblicken einmal über den Tellerrand hinausschaute: mit einer Frau und Kindern eine richtige Familie haben. *Bitte, Alex, sagte er dann leise zu sich selbst, alles schön der Reihe nach, bloß nichts überstürzen, irgendwann einmal. Du bist noch jung, du hast noch Zeit. Aber eine Zukunft haben – das muss doch drin sein. Ist das zu viel verlangt vom Leben?*

*

WILNA, WILNE, WILNO, VILNIUS. 54 Grad und 51 Minuten nördlicher Breite und 25 Grad und 17 Minuten östlicher Länge. Die geografischen Koordinaten für Vilnius, der Hauptstadt Litauens, haben Alex, wie er sich selbst nannte und wie wir ihn nannten, nie

interessiert. Und Vilnius hat er die Stadt, in der er geboren wurde, auch nie genannt. Er sprach immer von Wilna und in seiner Kindheit und Jugendzeit, als er noch nicht deutsch, sondern nur jiddisch oder polnisch redete, von Wilne oder Wilno. Was die Stadt ihm gewährte und ermöglichte und das, was sie ihm verweigerte, oder wo sie sogar seinem Leben im Wege stand – das war für ihn Wilna.

Wir wohnten in der schmalen Tartakistraße etwas abseits. Alex sah mich an. In einem kleinen Holzhaus. Wieder sah er mich an. Ja und? dachte ich bei mir. Ich hörte, was er mir mitteilte, ganz arglos, so wie man irgendeine x-beliebige Information aufnimmt. Erst später ging mir auf, dass das, was Alex da gesagt hatte, mehr war als eine Auskunft über eine Wohnadresse.

Die ersten Häuser aus Stein tauchten in Wilna in der Deutschen Straße auf, zwei- oder dreistöckig, mit spitzem Dach und hohem Giebel, gebaut für Kaufleute und Handwerker aus den Hansestädten. Das waren die Steinreichen. Besonders schön war Hausnummer 3, das Gasthaus Müller. Diese Straße war jahrhundertlang das Zentrum des Wilnaer Geschäftslebens gewesen. Allmählich kamen überall in der Stadt weitere Steinhäuser hinzu, bald waren sie gang und gäbe. Alex' Familie aber wohnte in einem kleinen Holzhaus mit vier Zimmern; Vater, Mutter, vier Söhne und eine Tochter. Der Vater arbeitete in einer Sägemühle. Fast alle, die in der Tartakistraße wohnten, hatten mit dem Holzhandel zu tun. Das polnische Wort *Tartak* heißt auf deutsch Sägemühle. Die Straße lag an der Vilnia, auf der einen Seite befanden sich die Sägewerke und Holzstapel, auf der anderen die Holzhäuser, darunter nur zwei oder drei etwas größere. Alex' so harmloser Satz hatte mir seine eigentliche Botschaft offenbart: Wir Piktuszanskis waren einfache Leute, die nicht viel besaßen.